

François Lelord

Hector und das Wunder der Freundschaft

Aus dem Französischen
von Ralf Pannowitsch

Piper München Zürich

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de*

Von François Lelord liegen im Piper Verlag vor:

Hectors Reise oder die Suche nach dem Glück
Hector und die Geheimnisse der Liebe
Hector und die Entdeckung der Zeit
Im Durcheinanderland der Liebe
Die Macht der Emotionen (mit Christophe André)
Hector & Hector und die Geheimnisse des Lebens



ISBN 978-3-492-05166-8

© Piper Verlag GmbH, München 201

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

Hector bekommt Besuch

»Eigentlich bin ich nicht als Patientin zu Ihnen gekommen«, sagte Leutnant Ardanarinja in perfektem Englisch und mit strahlendem Lächeln, »das muss ein Missverständnis mit Ihrer Sprechstundenhilfe gewesen sein.«

Während sie sprach, passte Hector gut auf, dass er nicht in das idiotische Grinsen verfiel, das man oft bei Männern sieht, die sich einer sehr verführerischen Frau gegenüber finden. Leutnant Ardanarinja trug ein strenges marineblaues Kostüm, das ihre Kurven diskret zur Geltung brachte und den Blick auf die langen und schlanken Beine einer Frau freigab, die wahrscheinlich regelmäßig lief – manchmal vielleicht in jenen eleganten Ballerinas mit flachem Absatz, die sich auch für einen Polizeieinsatz eignen mussten. Sie war unbestreitbar eine Asiatin und hatte jenen karamellfarbenen Teint, den man in den Ländern südlich von China so oft antrifft. Ihre Haare waren zu einem schlichten Pferdeschwanz zusammengebunden, und auf ihrem Gesicht war kein Make-up auszumachen.

Leutnant Ardanarinja hatte Hector einen Plastikausweis von Interpol gezeigt, und auf dem Ausweisfoto lächelte sie nicht. Sie wollte mit Hector über Édouard reden, der sein Freund und sogar sein allerbesten Kumpel war. »Haben Sie ihn in letzter Zeit gesehen?«

»Ist das eine offizielle Befragung?«

Leutnant Ardanarinja lächelte: »Im Grunde ja. Wir haben gedacht, dass es schneller und praktischer wäre, zu Ihnen in die Praxis zu kommen, als Sie in unsere Büros zu bestellen. Wir haben gedacht, es wäre vielleicht nicht notwendig ...«

Hector begriff, dass es notwendig werden könnte, falls er sich nicht kooperativ verhielt. Wie weit musste man gehen, um einem Freund zu helfen? War man verpflichtet, Termine

abzusagen oder sich gar in Polizeigewahrsam nehmen zu lassen? Allerdings wusste Hector über Édouard sowieso nichts, was versteckt zu werden verdiente.

»Hören Sie, das letzte Mal habe ich Édouard in einem Kloster nicht weit von Tibet gesehen. Damals wollte er sich dorthin zurückziehen.«

»Darüber sind wir auf dem Laufenden.«

»Später hat er das Kloster verlassen und wieder für eine Bank zu arbeiten begonnen. Aber wir haben uns seither nicht gesehen, sondern nur ein paar E-Mails ausgetauscht.«

»Könnten Sie diese E-Mails an mich weiterleiten?«

»Ich weiß nicht ... Verstehen Sie, es sind persönliche Nachrichten. Es geht darin viel um sein Lieblingsthema, die Frauen ...« Und bei diesen Worten lächelte Hector Leutnant Ardanarinja zum ersten Mal an.

»Ich glaube nicht, dass mich das erschrecken kann«, entgegnete sie und lächelte ihrerseits.

»Vielleicht sagen Sie mir erst einmal, weshalb Sie sich überhaupt für meinen Freund Édouard interessieren?«

Leutnant Ardanarinja setzte mit einer anmutigen Bewegung die Füße wieder unter den Stuhl. Ihr perfektes Englisch hatte sie wahrscheinlich an einer guten britischen Universität gelernt, an der sie vielleicht gleichzeitig auch Benimmkurse besucht hatte.

»Eigentlich sollte ich Ihnen das nicht sagen«, meinte sie.

»Ach so? Und ich, sollte ich ohne meinen Anwalt mit Ihnen sprechen?«

Leutnant Ardanarinja lächelte, als hätte Hector etwas ganz besonders Witziges gesagt.

»Wenn wir Sie vorladen würden, könnten Sie natürlich die Anwesenheit eines Rechtsanwalts verlangen ... jedenfalls nach vierundzwanzig Stunden ...«

Schöner hätte man es nicht sagen können, dachte Hector.

»...aber im Geiste des gegenseitigen Einvernehmens und vor allem, um die Prozedur abzukürzen, werde ich es Ihnen trotzdem sagen.«

Währenddessen hatte Hector sich die ganze Zeit gefragt,

weshalb sich Interpol für seinen alten Freund interessieren könnte. Ja, Édouard war immer ein bisschen extrem gewesen, er hatte so seine Schwächen – er trank gerne guten Wein, liebte es, die Frauen zum Lachen zu bringen, er hatte einen unstillbaren Hunger auf Neues in allen Bereichen, und seine Intelligenz war ebenso beeindruckend wie seine Sprachbegabung, die er vor allem nach Einbruch der Dunkelheit einsetzte. Aber in alledem sah Hector nichts, was aus Édouard einen Fall für die Justiz hätte machen können, Édouard mit seiner Großzügigkeit, seiner lustigen Art, seinen schönen rosigen Wangen und seinem etwas kindlichen Blick – alles Dinge, die seit Schulzeiten unverändert an ihm waren. Was also konnte er angestellt haben, um zum Tatverdächtigen zu werden?

»Ihr Kumpel hat einen tüchtigen Batzen Kohle geklaut«, sagte Leutnant Ardanarinja, die offensichtlich auf mehreren Stilebenen zu Hause war.

Hector fuhr zusammen. Er hatte die vage Vorahnung, dass seine *Beobachtung Nr. 1 – Deine Freundschaften sind deine Gesundheit* – für ihn künftig nicht mehr so ganz zutreffen könnte.

Hector gerät aufs Glatteis

Hector musste daran denken, wie Édouard ihm eines Tages in einem Café in Hongkong die Telefonnummer einer Frau gegeben hatte, in die sich Hector verliebt hatte, ohne dass er es sich hatte eingestehen wollen. Danach war Édouard in sein Büro zurückgekehrt, um sich weiter jenem Dollarmillionenbetrag anzunähern, den er auf seinem Konto anhäufen wollte, um nie mehr arbeiten zu müssen.

Hector musste auch daran denken, wie Édouard ihn in der Polarnacht eines der letzten traditionellen Eskimodörfer begrüßt hatte. Er lebte dort seit einigen Monaten, um den Eskimos beizubringen, wie man Handel betreibt, ohne sich ausbeuten zu lassen. Auch ohne die geplanten Dollarmillionen hatte er aufgehört, den Reichen zu dienen, denn nun wollte er den Armen helfen, ein bisschen weniger arm zu sein.

Hector musste daran denken, wie Édouard ihm vor der Kulisse der höchsten Berge der Welt gesagt hatte, dass er nicht mit ihm zurückkehre, sondern in diesem abgeschiedenen Kloster bleiben wolle, um den Sinn des Lebens und die Worte des Buddha besser zu begreifen.

All das passte nicht zu einem Édouard, der drei Millionen stahl – wie Hector zuerst verstanden hatte – aber nein, es ging sogar um dreihundert Millionen Dollar, wie ihm Leutnant Ardanarinja eben erklärte, wobei sie ihre reizenden Brauen missbilligend hob.

»Nach der Zeit in Tibet hat Ihr Freund, wie Sie wissen, wieder bei einer Bank gearbeitet.«

»Bei einer asiatischen Bank, nicht wahr?«

»Nein, er war für die Zweigstelle einer ausländischen Bank tätig.«

Und sie nannte Hector den Namen der Bank, deren Haupt-

sitz sich auf einer jener berühmten fernen Inseln befand, bei denen man sowohl an Kokospalmen am Lagunenstrand als auch an friedlich schlummerndes Geld denkt. Ein Steuerparadies, wie manche seiner Patienten sagten, ehe sie mit betrübter Miene hinzufügten, dass es immer schwieriger werde, wirklich sichere zu finden. Hectors Mitleid hielt sich in Grenzen, aber in der Psychiatrie und in der Medizin überhaupt ist es ja so, dass man einen Eid geschworen hat, alle Patienten nach besten Kräften zu behandeln, selbst die, die einem mächtig auf die Nerven gehen.

»Stehlen ...«, sagte Hector, »das sieht Édouard ganz und gar nicht ähnlich.«

»Wissen Sie, so etwas bekomme ich in meinem Beruf sehr oft zu hören. *Das sieht ihm gar nicht ähnlich ...* Glauben Sie, dass die Menschen immer täten, was ihnen ähnlich sähe?«

»Im Allgemeinen schon.«

»Aber schauen Sie sich doch mal Ihren Freund an: Er war lange Zeit Banker und Lebemann, wurde dann zum Menschenrechtsaktivisten bei den Eskimos und schließlich buddhistischer Mönch. Übrigens scheint er sich in dieser letzten Rolle hervorragend gemacht zu haben, die anderen Mönche schätzten ihn sehr. Passt das alles vielleicht zusammen?«

Hector sagte sich, dass Leutnant Ardanarinja schon verdammt gut informiert war über Édouard. »Ja, in gewisser Weise passt das schon zusammen. In allen drei Rollen lässt sich dieselbe Persönlichkeit wiederfinden. Aber nirgendwo sehe ich Hinweise darauf, dass aus ihm ein Dieb werden könnte. Er verfolgt seine Interessen, und ich glaube, dass er in Geschäftsdingen knallhart sein kann, aber so lange ich ihn kenne, hatte er auch immer ein Gewissen.«

»Manchmal kommt den Leuten das Gewissen abhanden ...«

Hector spürte, dass in Leutnant Ardanarinjas Stimme eine Spur Gefühl lag, eine winzige Spur nur. Vielleicht hätte er es unter anderen Umständen gar nicht bemerkt, aber wenn er so in seinem Psychiatersessel saß, weckte das in ihm Sinne, über die er im Alltagsleben nicht immer verfügte. Es hatte ganz so

geklungen, als wäre es für sie eine traurige Erinnerung, dass eine bestimmte Person ihr Gewissen verloren hatte. Vielleicht hatte es damit zu tun, dass diese brillante junge Frau zur Polizei gegangen war.

»Und bei Ihnen beispielsweise, passte es zu Ihrer Persönlichkeit, dass Sie sich für die polizeiliche Laufbahn entschieden haben?«

Leutnant Ardanarinja musste lachen: »Also wirklich, ich glaube, mit den Psychiatern ist es wie mit den Polizisten – der Beruf lässt einen niemals los.«

Hector verkniff es sich, ihr zu sagen, dass er selbst schon ein wenig für die Polizei gearbeitet hatte. So wie die Dinge lagen, wollte er zu Leutnant Ardanarinja keine Bindung aufbauen; sie würde es sicher ausnutzen, um an Édouard heranzukommen, und das wollte er selbstverständlich verhindern.

»Ich würde Ihnen gern helfen«, sagte Hector, »aber die letzte E-Mail, die ich ihm geschickt habe, ist wieder zurückgekommen. Die Mail-Adresse gab es nicht mehr. Ich habe auch versucht, ihn anzurufen, aber die Nummer war nicht mehr gültig. Sie können diese Dinge überprüfen, nehme ich an.«

»In der Tat haben wir sie bereits übergeprüft.«

»Ist das denn legal?«

»Dies ist ein informelles Gespräch, und ich habe Ihnen natürlich nichts gesagt. Ich möchte es uns und Ihnen doch bloß einfacher machen. Ich wollte lediglich wissen, ob Sie seitdem irgendwie Kontakt zu Ihrem Freund hatten, irgendwelche Neuigkeiten von ihm.«

»Nein, nichts, kein Lebenszeichen.«

»Wirklich nicht?«

»Ich versichere es Ihnen«, sagte Hector.

Leutnant Ardanarinja schwieg einen Augenblick.

»Ich glaube Ihnen fast, dass Sie die Wahrheit sagen ... und doch, ich weiß selbst nicht warum, ich habe irgendwie das Gefühl, dass ich mich täusche.«

»Dafür kann ich nichts.«

»Ich glaube, dass Sie dank Ihrem Beruf Ihre nonverbalen Botschaften gut unter Kontrolle haben. Hätte ich Sie auf Video

aufgenommen und den Film dann in Zeitlupe ablaufen lassen, dann hätte ich vielleicht etwas erkennen können ...«

»Na, dann machen Sie es doch«, sagte Hector.

»Nein, das würde nichts bringen. Sie haben beschlossen, Ihren Freund Édouard zu beschützen, und sehen nicht den geringsten Anlass, uns mehr zu verraten.«

»Aber mehr könnte ich Ihnen auch gar nicht verraten ...«

Leutnant Ardanarinja schien zu überlegen. Würde sie Hector zu dieser so interessanten Videoaufzeichnung tatsächlich einbestellen? Er fragte sich schon, ob er diese Prüfung mit Erfolg bestehen würde.

»Und eine Idee?«

»Pardon?«

»Haben Sie eine Idee, was Ihren Freund betrifft? Warum könnte er so etwas getan haben? Sie kennen ihn doch seit Jahren.«

»Und Sie sind vollkommen sicher, dass er es gewesen ist?«

»Ich kann Ihnen keine Einzelheiten nennen, aber er war ohne jeden Zweifel der Dieb. Ihr Freund ist ein bemerkenswerter Gauner. Es fällt schwer zu glauben, dass er zum ersten Mal ...«

»Vielleicht, weil er jemandem helfen wollte«, sagte Hector plötzlich.

Sofort bereute er seine Worte. Er hatte Édouard verteidigen wollen, aber zu spät gemerkt, dass er Leutnant Ardanarinja damit womöglich auf eine Spur brachte.

»Sein Gewissen, nicht wahr?«

»Ja«, meinte Hector, »oder ... ich weiß doch auch nicht.«

»Eine interessante Idee.«

»Ich habe es nur so dahingesagt ...«

»Jetzt würden Sie den Videotest nicht bestehen«, sagte Leutnant Ardanarinja und lächelte. »Vielen Dank, Doktor, vielen Dank für Ihre Hilfsbereitschaft.«

Und dann ging sie hüftschwingend und immer noch lächelnd auf ihren flachen Absätzen von dannen, und ließ Hector ziemlich unzufrieden mit sich selbst zurück.

Hector sieht einen Freund wieder

»Nein, Doktor nicht da, er weggegangen.«

»Aber er hatte mir gesagt, dass er hier sein würde ...«

»Er in Krankenhaus gegangen.«

Der junge Mann war sehr schön mit seinen Mandelaugen und seinen hohen Wangenknochen – wie ein kleiner Bruder von Leutnant Ardanarinja, dachte Hector. Er versuchte seinen alten Freund Jean-Michel anzurufen, aber es funktionierte nicht, was allerdings in einem Land, wo die meisten Menschen kein anderes fließendes Wasser haben als das vom nächstgelegenen Fluss, nichts heißen musste.

Er stieg die Treppe über mehrere fehlende Stufen hinweg hinunter und stand dann auf der Straße, am Fuße des vom Zahn der Zeit schon sehr angenagten Bauwerks aus der Kolonialzeit, in dem Jean-Michel sein Büro hatte. Von hier aus leitete er die Arbeit mehrerer kleiner über die Gebirgsregion verstreuter Ambulanzen, die die einheimischen Volksstämme betreuten – Menschen, um die sich die hiesige Regierung noch weniger kümmerte als um die übrige Bevölkerung. Obwohl Hector im Schatten eines Baumes stand – es war eine Banyan-Feige, der gleiche Baum, unter dem Buddha gepredigt hatte! –, herrschte drückende Hitze.

Hector beschloss, in sein Hotel zurückzukehren, ein altes Gebäude, das die Franzosen zu der Zeit errichtet hatten, als sie dieses Land besetzt hielten. Umgebaut und möbliert hatte es dann die Sowjets, damals der sozialistische Große Bruder dieses Landes, und schließlich hatte man es noch durch ein paar lokaltypische Farbtupfer verschönert. Er sagte sich, dass er unbedingt Fotos von seinem Zimmer machen musste – von dem khakifarbenen Kühlschrank, dem Vitrinenschrank, dessen Ecken mit Drachen geschmückt waren, dem Bakelit-

Telefon, den Spitzendeckchen auf dem runden Tisch und dem Fernseher aus chinesischer Produktion mit seinem stark gewölbten Bildschirm. Hinterher würde er sie Clara zeigen, damit sie sah, dass er nicht zum Vergnügen hier war.

Aber eigentlich mochte Hector das Hotel, denn die Zimmer waren geräumig, und der Charme verflossener Zeiten lebte noch in dem Licht, das durch die großen Fenster auf das knarrende Parkett fiel, und in der Aussicht auf die bewaldeten Ufer des Mekong, der so breit und still dalag wie ein See. Man musste die Gelegenheit nutzen, denn bald sollte das Hotel abgerissen und durch eine große Einkaufspassage aus Rauchglas ersetzt werden – und am Flussufer sollte sich eine Autobahn entlang ziehen.

Je mehr er von der Welt gesehen hatte, desto häufiger dachte Hector, dass die Geldgier, die Geschäftsleute und Politiker »wirtschaftliche Entwicklung« nannten, die Schönheit der Welt zerstörte, ohne die Menschen dabei glücklicher zu machen. Ein Segen, dass wenigstens immer mehr Leute so dachten wie er. Man hätte das Glück der Menschen vermehren können, indem man das Gesundheitswesen verbesserte, aber viele Firmen hatten sich in diesen Ländern vor allem niedergelassen, um keine Steuern mehr berappen zu müssen – es reichte, wenn man den Lokalpolitikern genug zusteckte.

Hector war zu Jean-Michel gefahren, um herauszufinden, ob er Nachrichten von Édouard hatte. Da er wusste, welche Überwachungsmöglichkeiten Leutnant Ardanarinja und ihre Kollegen von Interpol hatten, wollte er lieber nicht per Internet oder Telefon nachfragen, und so hatte er Jean-Michel lediglich gesagt, dass er eine kleine Luftveränderung brauche und ihn einfach mal besuchen wolle.

Hector stellte sein Notebook auf das Spitzendeckchen (denn auch der Schreibtisch war mit einem solchen geschmückt) und ging ins Internet. Er hatte beschlossen, auf diesem Wege mit einigen Patienten zu kommunizieren, damit er nicht völlig unerreichbar für sie war.

Was er fand, war eine Mail von Clara:

*Mein Liebster,
wie geht es Dir? Auch wenn ich weiß, wie gerne du in die Tropen
reist, mache ich mir diesmal irgendwie doch Sorgen. Hast Du Jean-
Michel schon gesehen?*

*Du hast mich damit angesteckt, ich habe angefangen, auch über
die Freundschaft nachzudenken.*

*Oft sagen die Leute, auf einen wahren Freund könne man sich in
jeder Lebenslage verlassen. Doch kenne ich auch andere Menschen
(und dir geht es sicher genauso), von denen ich ebenfalls glaube,
dass sie mir bei Schwierigkeiten beistehen würden. Eine Klassen-
kameradin, ein Arbeitskollege – sie betrachten sich als meine
Freunde, aber im Grunde langweilen sie mich ein bisschen, wenn
wir uns treffen. Ihnen macht es mehr Spaß, mich zu sehen als um-
gekehrt. Gleichzeitig mag ich sie natürlich, und ich glaube, ich
wäre auch bereit, ihnen im Notfall zu helfen. Aber sind sie meine
Freunde? Was fehlt mir an ihnen, um sie zu meinen Freunden zu
zählen? Hingegen macht es mir jedes Mal Vergnügen, Florence zu
sehen, die Frau deines Kollegen Arnaud; wir führen interessante
Gespräche, ich gehe gern mit ihr shoppen, und doch glaube ich
nicht, dass sie mir im entscheidenden Moment groß helfen würde.*

*Das erinnert mich im Grunde daran, was wir im Philosophie-
unterricht über Aristoteles gelernt haben: Er unterschied Freund-
schaften, die sich auf Vergnügen gründen, Freundschaften, die auf
dem Nutzen beruhen, und tugendhafte Freundschaften, wobei die
letzteren in seinen Augen natürlich die wahren Freundschaften
sind. Mit jenen langjährigen Freunden, die mich ein bisschen lang-
weilen, pflege ich vielleicht solche tugendhaften Freundschaften;
wir sind bereit, einander auf uneigennützig Weise Gutes zu tun,
und es herrscht ein gegenseitiges Wohlwollen. Mit Florence hin-
gegen verbindet mich eine Freundschaft, die aus dem miteinander
geteilten Vergnügen entspringt. Der gute Aristoteles meint, dass
sie verschwinden kann, sobald einer der Freunde kein Vergnügen
mehr an ihr findet. Was nun die Freundschaften betrifft, die auf
Nützlichkeit gegründet sind (oder, wenn man so will, auf Eigen-
interesse), so kommt bei ihnen jeder auf seine Rechnung: Geschäfts-
partner, Arbeitskollegen ... Auch hier ist es so, dass man sich
meistens nicht länger trifft, wenn man keinen Nutzen mehr von-*

einander hat. Und schließlich erinnert Aristoteles uns daran, dass Freundschaft natürlich immer nur existiert, wenn sie gegenseitig ist und wenn man sie dem anderen offen zeigt.

Clara hielt sich selbst nicht für besonders schlau, was Hector erstaunte, half sie ihm doch immer sehr beim Nachdenken. Vor seiner Abreise hatte er sich vorgenommen, das Thema Freundschaft im Blick zu behalten – diesen so wichtigen Gegenstand, über den aber die Psychologen so wenig geschrieben haben, anders als über die Liebe beispielsweise, und Clara hatte die Idee sehr gut gefunden.

Das Bakelit-Telefon begann rasselnd zu klingeln.

»Was ist los, alter Junge, willst du lieber im Hotel bleiben und rumfaulenz, als das wirkliche Leben zu sehen?«

Wie immer freute Hector sich, die Stimme von Jean-Michel zu hören. Und obwohl alle Welt beim Thema Freundschaft immer zuerst von der gegenseitigen Hilfe in der Not sprach, musste man doch zunächst einmal eins anerkennen:

Beobachtung Nr. 3: Ein Freund ist jemand, den du gerne siehst.

Und natürlich musste die Freude beiderseits sein. Allein damit, jemanden gern zu sehen, konnte man Freundschaft natürlich nicht ausreichend beschreiben. Und zumindest eine Weile lang konnte es auch vergnüglich sein, Umgang mit einem amüsanten Scheißkerl zu haben, jedenfalls vergnüglicher als mit einer tugendhaften, aber langweiligen Person.

Aber was hatte es eigentlich genau mit dieser Freude, einen Freund zu sehen, auf sich?

Hector, der Erzengel und das junge Mädchen

»Das ist das Problem mit der antiretroviralen Therapie«, sagte Jean-Michel. »Wenn man diese Medikamente zum ersten Mal Patienten gibt, die sie eigentlich schon viel früher gebraucht hätten ... Ihr Immunsystem aktiviert sich, und alles entzündet sich.«

Sie saßen jetzt beide in einem Krankenhaus, das einstmals von dem sozialistischen Großen Bruderland errichtet worden war, und zwar angepasst an die besonderen Bedingungen der Tropen – mit freien Außentreppen und zierlich durchbrochenen Mauern, damit die Luft und die Mücken ungehindert zirkulieren konnten. Hector hatte ähnliche Bauten bereits in Afrika gesehen.

Die Patientin war eine hochgewachsene, ausgezehnte Frau mit dunkler Haut und ebenholzfarbenem Haar, wodurch ihr weißes Lächeln noch strahlender wirkte, obwohl ihre Stirn schweißbedeckt war und ihr Atem hektisch und flach ging. Mehrere Infusionsflaschen hingen über ihrem Kopf. Sie schien sehr froh zu sein, Jean-Michel zu sehen. Er unterhielt sich mit ihr auf Khmer, während er den Tropf kontrollierte.

Neben ihnen stand die Krankenschwester, eine fröhlich wirkende, pummelige, kleine Frau; sie half Jean-Michel, wenn er einmal nicht das richtige Wort fand. Auch sie schien entzückt zu sein, an der Seite dieses Mannes zu stehen. Wenn Hector seinen Freund so anschaute, war ihm auch klar, warum. Jean-Michel sah immer noch sehr gut aus – mit seinem festen Blick, seiner athletischen Figur und einem Gesicht, das die antiken Bildhauer gereizt hätte. Er war mehr als nur Jean-Michel, dachte Hector, er war der Erzengel Michael, denn Jean-Michel hatte auch ein gutes Herz, und über seine Kraft

und seine Schönheit strahlte auch seine Gutherzigkeit nach außen. Wie hätte sich eine Frau davon nicht angezogen fühlen sollen?

Das Problem war nur, dass Jean-Michel keine Frauen liebte. »Ach, was für eine Verschwendung!«, hatte eine mal leise zu Hector gesagt, nachdem sie sich lange vergeblich bemüht hatte, Jean-Michels Interesse zu wecken.

Aber das war ein Thema, das sie beide niemals ansprachen; Hector wusste Bescheid, Jean-Michel wusste, dass Hector Bescheid wusste, und doch war es wie eine Tabuzone, ein Landstrich, der außerhalb des Territoriums ihrer Freundschaft lag.

»Ihr Mann hat sie angesteckt«, sagte Jean-Michel. »Das kommt hier ziemlich oft vor. Bei ihm selbst ist es noch nicht ausgebrochen.«

»Ist sie ihm böse deswegen?«

»Nein. Er besucht sie übrigens auch jeden Tag. Das kommt schon viel seltener vor.«

Am anderen Ende des Zimmers führte eine Tür zur Toilette und zur Duschkabine, die nach außen offen waren. Auf dem gefliesten Boden neben der Dusche erblickte Hector Küchengeräte, einen kleinen Kocher, an einem Faden hingen Trockenfische.

»Das ist ein Krankenhaus, in dem jeder Patient, was die Ernährung betrifft, auf sich selbst und seine Familie angewiesen ist«, sagte Jean-Michel, als er aus dem Zimmer trat.

Im langen Flur, über den Streifen aus Licht fielen, entdeckte Hector kleine Ansammlungen von Schuhen vor jeder Zimmertür. Es handelte sich um die Schuhe der Familienmitglieder, die gerade zu Besuch waren, um den Kranken Gesellschaft zu leisten und ein paar Lebensmittel mitzubringen.

»Und wo sind die anderen Ärzte?«, wollte Hector wissen.

»Um diese Tageszeit sitzen sie schon wieder in ihren Stadtpraxen und kümmern sich um die Privatpatienten«, sagte Jean-Michel mit einem traurigen Lächeln. »Aber man muss sie verstehen, auch sie haben eine Familie zu ernähren, und mit dem Gehalt, das man an einem staatlichen Krankenhaus bekommt ...«

Während sie weiter durch den Flur schritten, begann sich ein wahrer Menschenstrom aus den Zimmern zu ergießen, und all diese Leute – Ehemänner, Mütter, Schwestern, Brüder, Töchter – wollten den Erzengel Michael sehen, mit ihm sprechen oder ihn sogar berühren, als ob schon seine Ausstrahlung genügte, um ihre Angehörigen zu retten. Jean-Michel hatte für jeden von ihnen ein gutes Wort, kündigte seine Rückkehr an und schaffte es, alle zu beruhigen; die Gesichter hellten sich auf, die Kinder lachten, alte Männer und junge Frauen falteten mit einem glücklichen Lächeln die Hände.

Sie besuchten dann noch andere Krankenzimmer: hier einen jungen Mann mit trauriger Miene, der als Lastwagenfahrer gearbeitet hatte und noch immer eine Familie durchbringen musste, dort einen intelligent aussehenden Mann um die Vierzig, der auf dem Bau geschuftet hatte, um seine zahlreichen Kinder zu ernähren, und der sich dort mit mehreren seiner Kameraden infiziert hatte, weil sie, um die Schmerzen und die Müdigkeit zu vergessen, jeden Abend ein bisschen Heroin genommen hatten – mit einer Spritze, die einer dem anderen weitergereicht hatte.

Schließlich kamen sie ins Zimmer eines blutjungen, vollkommen verschüchtert wirkenden Mädchens.

»Sie ist nicht von hier«, sagte Jean-Michel. »Menschenhändler haben sie aus einem Nachbarland hierher verschleppt. Wir versuchen ihre Familie ausfindig zu machen.«

Hector betrachtete die junge Frau: Wie sie mit blassem Gesicht und großen schwarzen Augen dalag; schien sie sich entschuldigen zu wollen, dass sie zu erschöpft war, zur Begrüßung aufzustehen. Jean-Michel erklärte Hector, dass man sie aus einem Bordell geholt hatte, in dem sie mit vierzig weiteren Frauen eingesperrt gewesen war; die jüngsten waren gerade mal dreizehn gewesen.

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Leutnant Ardanarinja betrat das Zimmer – – –

nein, und dann war sie es doch nicht, sondern ihre ältere Schwester, jedenfalls aber eine Frau, die ihr ganz verblüffend

ähnlich sah: die gleiche goldfarbene Haut, das gleiche ikonenhafte Gesicht und das gleiche perfekte Lächeln. Die junge Patientin richtete sich sofort in ihrem Bett auf und streckte ihr die Hand entgegen, und die Frau schloss sie in die Arme und sprach mit sanften Worten zu ihr. Hector spürte, dass diese Frau für die junge Kranke wie eine Mutter war.

»Wir lassen euch jetzt mal allein«, sagte Jean-Michel.

»Ich komme gleich zu dir ins Büro«, sagte die Frau.

Im Flur erklärte Jean-Michel seinem Freund, dass diese Frau an der Spitze einer Organisation stand, die sie selbst gegründet hatte; sie widmete ihr Leben der Hilfe für junge Frauen, die in die Fänge von Menschenhändlern geraten waren – entriss sie den Bordellen, ließ sie ärztlich behandeln und ermöglichte ihnen eine Ausbildung. Sie reiste zwar durch die ganze Welt, um mit ihrem Filmstarlächeln Spenden zu sammeln, doch die meiste Zeit verbrachte sie hier und kümmerte sich um die Heime, in denen ihre Schutzbefohlenen lebten. Einst war sie selbst eine jener ganz jungen Frauen gewesen, die man in Bordellen gefangen hält.

»Sie kämpft auch gegen die Macht der Menschenhändler«, sagte Jean-Michel. »Mit dem Ergebnis, dass man letzten Monat auf ihren Wagen geschossen hat. Eine Warnung. Vor zwei Jahren hat man ihre Tochter entführt.«

»Und was tut die Polizei dagegen? Und die Regierung?«

»Kommt drauf an«, meinte Jean-Michel. »Menschenhandel bringt eine Menge Geld ein. Mehr als der Drogenhandel.«

Hector sagte sich, dass er Jean-Michel immer in Ländern besuchte, in denen man Polizist, Militär oder Politiker sein musste, um reich zu werden.

»Aber vielleicht wird sich das ändern«, sagte Jean-Michel.

»Auf jeden Fall in meinem Bereich.«

»Und wie?«

»Warte, ich erzähle es dir gleich im Büro.«

Sie gingen aus dem Krankenhaus. Das Büro, in dem Hector seinen Freund vorhin vergeblich aufgesucht hatte, lag direkt nebenan. Der schöne junge Mann war nicht mehr da; diesmal

begegnete Hector einer jungen Japanerin, die an einem kleinen Computer arbeitete. Jean-Michel stellte sie vor: Kumiko war für eine große Organisation tätig, die versuchte, den Kranken dabei zu helfen, dass sie ihre Medikamente ordnungsgemäß einnahmen und ausreichend aßen. Denn wenn sie ihre Tabletten nicht jeden Tag schlucken oder ein paar davon an andere Familienmitglieder weiterreichen, wenn die nicht ganz auf dem Damm zu sein scheinen, dann nützt das natürlich niemandem was.

Man stellte sich vor und tauschte die und die üblichen Höflichkeitsfloskeln aus, aber dann ließ Kumiko sie allein.

»Erstaunlich sind sie schon, diese Japaner«, sagte Jean-Michel. »Wenn man bedenkt, was sie als Besatzungsarmee in diesem Land angerichtet haben... Und heute helfen gerade sie am meisten, und nicht allein mit Geld, sondern persönlich vor Ort, wie du gerade sehen konntest.«

»Eine Generation löst halt die andere ab, und die Kinder sind nicht so wie ihre Eltern.«

»Aber in China sieht man immer wieder alte Japaner, ehemalige Soldaten der kaiserlichen Armee, die nach Nanjing zurückkehren, an den Ort der Gräueltaten, und dort Gebete verrichten und Schenkungen machen.«

»Weiß man denn als indoktriniertes Zwanzigjähriger wirklich, was man tut?«

»Hier waren die Gefängniswärter erst sechzehn«, sagte Jean-Michel.

Er bezog sich auf ein Gebäude, das einst Gymnasium gewesen war, aber während des Großen Befreiungskampfes gegen die Imperialisten hatte man es in ein Gefängnis verwandelt, in dem Tausende von Menschen hingerichtet worden waren, manche von ihnen noch Kinder. Sie hatten unter Folter gestehen müssen, dass sie für den kapitalistischen Feind spioniert hatten, Geständnisse, die dann die Rechtfertigung für die Massaker gewesen waren.

»Der Mensch ist ein Gesellschaftstier, das immer in einer hierarchischen Struktur lebt«, sagte Hector. »Wenn nun aber der Chef verrückt ist ...«

»Immer diese psychologischen Erklärungen«, meinte Jean-Michel.

»Klar«, sagte Hector, »das ist doch schließlich mein Job. Und hast du vielleicht eine bessere?«

Jean-Michel saß einen Moment schweigend da und legte die Hände unters Kinn.

»Manchmal glaube ich an das Böse«, sagte er.

»Was meinst du damit?«

»Nein«, sagte Jean-Michel, »lass uns ein andermal darüber sprechen. Und überhaupt würdest du vielleicht denken, ich wäre verrückt geworden – und wie du mit Verrückten umgehst, kann ich mir lebhaft vorstellen!«

Darüber mussten sie beide lachen, und das tat ihnen gut, denn dieses Land, seine Vergangenheit, das Krankenhaus und worüber sie gerade gesprochen hatten – all das war schon bedrückend für jeden, der auch nur ein bisschen sensibel war.

»Du hast angedeutet, dass die Dinge sich vielleicht ändern werden ...«, sagte Hector.

Lächelnd öffnete Jean-Michel eine Schublade des Metallschreibtischs mit Gummirändern, der auch noch aus der Zeit der sozialistischen Bruderhilfe zu stammen schien. Er zog ein Blatt Papier hervor und reichte es Hector.

Es war die Fotokopie eines Bankschecks über drei Millionen Dollar, ausgestellt zugunsten der Organisation, für die Jean-Michel arbeitete. Die Bank war Hector unbekannt, aber das überraschte ihn nicht weiter; der Scheck war mit einem Fries aus stilisierten Palmen dekoriert und mit Sonnen, deren Strahlen wie Flammen züngelten. Die Unterschrift war ziemlich unleserlich, gehörte aber offensichtlich dem Direktor der Bank und der Name kam Hector irgendwie indisch vor..

»Das Gute daran ist, dass er auf den Namen unserer Außenstelle ausgestellt wurde, also in meinen Verantwortungsbereich fällt«, sagte Jean-Michel. »Na ja, Außenstelle bedeutet freilich auch, dass ich ihn hier bei einer ortsansässigen Bank einreichen muss, die keine Fragen zur Herkunft des Geldes stellt, und damit gibt es natürlich ein bisschen Wertverlust,

aber es bleibt ja im Land und eine schöne Stange Geld ist es immer noch.«

»In der Tat.«

»Ich werde ein paar Ärzte dafür bezahlen können, dass sie den ganzen Vormittag bleiben; ich werde zusätzliche Krankenschwestern einstellen und neue Zweigstellen von Ambulanzen eröffnen. Und vor allem kann ich das alles auf Dauer einrichten, was bei unserer Arbeit das Allerkostbarste ist.«

Jean-Michel sah glücklich aus. Hector wusste ja, dass Édouard und Jean-Michel miteinander befreundet gewesen waren, als sie alle drei noch die Schulbank gedrückt hatten; später aber hatten sie sich nicht mehr so nahe gestanden, und Hector hatte bemerkt, dass sie sich nicht mehr so gerne begegnet waren. Sicher hatte es damit zu tun gehabt, dass Jean-Michel sein Leben in Ländern verbrachte, in denen die meisten Leute mit einem Dollar pro Tag auskommen mussten, während Édouard gern einmal tausend Dollar für eine sehr gute Flasche Wein ausgab. Na ja, es hatte sich dabei um den alten Édouard gehandelt, denn seither hatte er eindeutig diverse Metamorphosen durchlaufen.

»Und wie hängt das mit unserem Freund zusammen?«

»Selbstverständlich habe ich mit der Bank Kontakt aufgenommen. Aber offensichtlich sind die dort an solche undurchsichtigen Transaktionen gewöhnt; ich habe sogar festgestellt, dass sie auf einer grauen Liste der Europäischen Union stehen. Also konnte man nicht herausbekommen, woher das Geld stammt. Und das Konto war gleich nach der Überweisung aufgelöst worden.«

»Und woher weißt du, dass ...«

Jean-Michel beugte sich von neuem über die Schublade und legte dann einen Briefumschlag auf den Schreibtisch. Es war genauso ein Umschlag, wie auch Hector ihn erhalten hatte, und die Adresse war in der gleichen Schönschrift hingezeichnet.

Ein Foto steckte nicht darin, lediglich eine Karte mit wenigen Sätzen:

*Lieber Jean-Michel,
lange Zeit habe ich mir gesagt, dass Du ein besserer Mensch bist
als ich, und das hat mich gelegentlich betrübt. Deshalb schicke ich
Dir jetzt die Mittel dafür, dass Du noch besser sein kannst – und
ich ein bisschen weniger schlecht.*

*Bis bald, würde ich gern sagen, aber ich glaube nicht recht
daran.*

É.

Später dachte Hector an Édouard, der immer so getan hatte,
als sei die Meinung der anderen ihm völlig schnurz. Von we-
gen!

Er schlug sein Notizbüchlein auf und schrieb:

*Beobachtung Nr. 4: Ein Freund ist jemand, bei dem dir wichtig ist,
was er von dir hält.*

Was für ein guter Test, dachte Hector. Und sagte sich, dass es
ihm lieber wäre, in der Zeitung als Gauner oder Perverser be-
schimpft zu werden, als die Wertschätzung eines Freundes
zu verlieren.

Hector trifft seinen Schatten

Am Abend saßen Jean-Michel und Hector bei einem Bier in der oberen Etage eines Cafés mit Blick auf den Fluss. Man hatte kleine Lampions aufgehängt, und eine Kapelle machte Musik, was eine Feststimmung über die Nacht legte, vorausgesetzt, man vergaß die Babys, die unten auf dem Gehweg schliefen, und die ganz jungen Frauen, die irgendwo am Stadtrand in den Bordellen gefangen gehalten wurden, und an eine sehr junge Frau, die gerade weit entfernt von Freunden und Verwandten in ihrem Krankenhausbett lag. Das Bier half beim Vergessen, ebenso wie das dunkle Rauschen des Flusses, der vor ihren Augen die Nacht durchquerte.

»Hast du hier Freunde?«

»Ja«, sagte Jean-Michel. »Oder vielleicht«, fügte er lächelnd hinzu, »sind es eher Kampfgefährten. Uns fasziniert dasselbe Abenteuer, wir sind mit denselben Problemen konfrontiert, wir helfen uns gegenseitig. Und dann sind die Leute hier sowieso immer auf der Durchreise, man weiß, dass alles nur vorübergehend ist. Man muss erst ein bestimmtes Alter erreicht haben, um zu begreifen, dass langjährige Freunde so rar sind wie Baumriesen.«

»Und Édouard?«

»Es stimmt schon, dass wir uns ein bisschen aus den Augen verloren hatten. Im Grunde lag es wohl daran, dass ich seinen Lebensstil nicht akzeptieren konnte, und ich glaube, er spürte das. Deshalb sahen wir uns nicht mehr so gern. Aber jetzt ... Ich habe richtige Schuldgefühle, dass ich ihm all die Jahre die kalte Schulter gezeigt habe. Und weißt du, vielleicht wollte er ja genau das mit seinem Brief erreichen – dass ich mich ein bisschen schuldig fühle!«

»Mag sein. Aber da gibt es noch eine andere Sache.«

Und geschützt von den Klängen der Kapelle und den Stimmen der anderen Gäste, erzählte Hector seinem Freund leise vom Besuch des Leutnants Ardanarinja, von den dreihundert Millionen Dollar und von dem Foto, das Édouard ihm geschickt hatte.

»Dreihundert Millionen? Und die Zeitungen haben nichts davon berichtet?«

»Nach dem, was mir Miss Interpol gesagt hat, gelangen solche Geschichten nur manchmal in die Medien.«

Jean-Michel trank den letzten Schluck Bier.

»Ich glaube, du solltest gut aufpassen«, sagte er.

»Aufpassen? Wieso?«

»Vielleicht bin ich ja paranoid, aber das kommt von ganz allein, wenn man in Ländern wie diesem hier lebt. Hast du dich nie gefragt, wem er all diese Millionen geklaut hat?«

»Ähm ... nein. Seiner Bank, oder?«

»Und warum steht es dann nicht in der Presse?«

»Was weiß ich ... Der gute Ruf der Bank und so ...«

»Ja, klar, aber für den Ruf dieser Bank könnte es auch schädlich sein, wenn man erfährt, wer so alles ihre Kunden sind ...«

»Und Miss Interpol?«

»Was weißt du denn über Interpol?«

»Nichts ... außer dass sie dazugehört.«

»Und was beweist dir das?«

Ein Plastikkärtchen. Das typische Polizisten-Gehabe. Ein charmantes Lächeln, Sportlerinnenbeine und flache Absätze. Nein, Beweise waren das nicht.

»Und übrigens«, sagte Jean-Michel, »dreh dich nicht um, aber dort hinten steht ein Typ, den ich hier noch nie gesehen habe und der schon die ganze Zeit auffallend versucht, bloß nicht zu uns herüberzugucken. Er steht am Tresen, ein großer, kräftiger Kerl mit Glatze und Schnauzer. Sieht wie ein Australier aus oder wie ein Nordeuropäer.«

»Du solltest Polizist werden. Ich geh mal kurz aufs Klo.«

Als er an der Theke vorbeikam, fiel ihm der Mann gleich auf, und als dieser seine Augen vom Bierglas hob, trafen sich

ihre Blicke für den Bruchteil einer Sekunde, ehe sich der Mann wieder in die Betrachtung seines Glases versenkte. Aber eine Videoaufzeichnung seines Gesichts, wie die, von denen Leutnant Ardanarinja so schwärmte, hätte bestimmt gezeigt, dass Hector für ihn mehr als ein Unbekannter war. Und was Hector in diesem winzigen Moment auf dem Gesicht des Mannes gelesen hatte, gefiel ihm überhaupt nicht: Er hatte darauf jene Art von Leere wiedererkannt, die ihm vor etlichen Jahren, als er mit Polizeipsychologen an einem Forschungsprojekt gearbeitet hatte, in den Augen mancher Sträflinge aufgefallen war.

»Ich bring dich zurück in dein Hotel«, sagte Jean-Michel.

Der riesige Geländewagen verschaffte Hector auf der Rückfahrt ein tiefes Gefühl von Sicherheit. Er sagte sich, dass dieses Auto, wenn es eine Seele hatte, bestimmt glücklicher war, auf der Fahrt in die Dorfambulanz schlammige Steigungen zu erklimmen und löchrige Wege herabzuholpern, als wie die meisten seiner Brüder weltweit über die glatten, breiten Straßen der feinen Stadtviertel zu gleiten. Jean-Michel stoppte seinen Wagen unter dem Vordach aus verwittertem Beton, und der Portier kam ihnen in seiner Livree entgegen.

»Geh ohne mich nicht aus dem Haus. Ich kann dir auch jemanden vorbeischieken. Mit dem Geld unseres Freundes könnte ich dir sogar richtige Leibwächter bezahlen.«

»Das ist nett von dir, aber ich reise morgen sowieso ab. Ich mache mich wieder auf die Suche.«

»Bitte ruf mich regelmäßig an. Halte mich auf dem Laufenden.«

»Na klar.«

»Alte Freunde ...«

»... sind so rar wie Baumriesen.«

Als Hector wieder auf seinem Zimmer war, schaltete er den Fernseher ein, um sich ein wenig zu entspannen. Ein junger Mann und eine junge Frau, beide aus diesem Land, sangen vor der Kulisse eines Flusses und blühenden Gesträuchs abwechselnd die Verse eines süßen Liebesliedes. Ihre Reinheit und Schönheit wirkten wie ein Versprechen unendlichen Glücks.

Dann dachte Hector daran, was Jean-Michel über Édouard gesagt hatte; er schlug sein Notizbüchlein auf und schrieb:

Beobachtung Nr. 5: Ein Freund ist jemand, dessen Lebensweise du akzeptieren kannst.

Vielleicht war es sogar mehr als das. Édouard und er konnten Jean-Michels Lebensweise nicht nur akzeptieren, sie hegten beide eine gewisse Bewunderung für ihn. Das passte wieder zu der »tugendhaften Freundschaft« von Aristoteles – jeder Freund erfreute sich am Anblick der guten Taten des anderen. Aber Hector kannte auch tugendhafte Menschen, die ihn langweilten und mit denen er nie befreundet sein würde.

Mitten in der Nacht wachte er auf. Er stieg aus dem Bett und ging ans Fenster. Gegenüber vom Hotel, am nunmehr nur noch schwach beleuchteten Flussufer, konnte er einen Mann ausmachen, der auf seinem Motorrad saß und wartete. Vielleicht auf Hector, vielleicht auf jemand anderen.

Hector lächelte. Er musste sich eingestehen, dass einer der Gründe für seine Reise – und das hätte er Clara nicht so leicht erklären können – in dem Reiz lag, mitten in einem Abenteuer zu stecken. Als er ein kleiner Junge gewesen war, hatten ihn die James-Bond-Filme zum Träumen gebracht, und nun eröffnete sich die Möglichkeit, jenen Kinderträumen wieder näher zu kommen. Dabei wusste er natürlich, dass diese Geschichte hier mit dem Phantasieleben eines James Bond nichts zu tun haben würde, und überhaupt würde er nie versuchen, mit jemandem zu kämpfen. Denn schließlich musste man auch bedenken, was Jean-Michel gesagt hatte:

Beobachtung Nr. 6: Alte Freunde sind so rar wie Baumriesen.

Er sagte sich, dass es einen Zusammenhang mit seiner *Beobachtung Nr. 3* gab: *Ein Freund ist jemand, den du gerne siehst.* Dann schrieb er noch dahinter: *Darüber nachdenken!* und schlief endlich wieder ein.